

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 14.50, halbjährlich Fr. 7.30, vierteljährlich Fr. 3.70. Ausland halbjährlich Fr. 13.50, jährlich Fr. 27.—. Postamtlich bestellt halbjährlich Fr. 12.—, ganzjährlich Fr. 24.—. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rhtl.) Tel. Nr. (071) 731 60. Verwaltung: Vaduz Tel. (075) 221 43 Redaktion: Vaduz, Telefon Nr. 2 13 94. Postcheck Nr. IX/2988



Organ für amtliche Rundmachungen

Anzeigenpreise: Die 1spalt. Millimeterzeile
Inland 7 Rp. 20 Rp.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 9 Rp. 22 Rp.
Uebrig Schweiz 10 Rp. 24 Rp.
Ausland 12 Rp. 28 Rp.



Anzeigenannahme für das Inland:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Telefon 2 21 43
Für das Rheintal, Schweiz und übrige Ausland:
Schweizer Annoncen A.-G.
St. Gallen, Tel. 22 26 26; und übrige Zweiggeschäfte

Das Referat von Regierungschef Alexander Frick an der Volkshochschule in Schaan

II.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele, eine Tatsache, die wohl allgemein anerkannt wird. Die Unruhe, die Unsicherheit, die alle Menschen erfüllt, rührt vom mangelnden Gleichgewicht zwischen Leib und Seele, zwischen Körper und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit her. Der Mensch, wie er einst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war, war bestimmt harmonisch, ausgeglichen. Irgendwann gab es im Menschengeschlecht einen ersten Bruch, einen bösen Riß, einen heillosen Zwiespalt, der seither jedes menschliche Wesen mehr oder weniger beunruhigt. Wir Christen sehen darin den Fluch der großen Erbschuld!

Wie ganz anders sind doch im Gegensatz zu uns Menschen die Tiere! Betrachten wir, wie z. B. eine Kuh so offensichtlich zufrieden ist, wenn sie inmitten einer fetten Wiese steht, mit Wasser versorgt ist und von keinem Ungeziefer geplagt wird; sie freut sich des Augenblicks und denkt nicht an ferne Zeiten, an ihr Ende auf der Schlachtbank. Das Tier ist eben ein rein irdisches Wesen, ist ganz auf das Erdhafte begrenzt. Der Mensch, dieses rätselhaft-leib-Geist-Wesen, verhält sich ganz anders. Auch der Mann, der sich ganz dem irdischen Lebensgenusse hingibt, also ganz den Schwelgereien lebt, der das Geistige verkümmern läßt, ja solche Regungen bewußt zu unterdrücken sucht, wird immer wieder ermahnt an sein Ende, an das Vergänglichkeits seines vermeintlichen Glückes, denn auch seine Seele ist Hauch Gottes, die sich zurücksehnt zu ihrem Ursprung. Umgekehrt ist bekannt, daß ein Mensch, der nur dem Geistigen leben will, der den Körper stark vernachlässigt, zeitweise von unendlichen Nöten bedroht wird. Der Mensch besteht eben aus Leib und Seele, die beide ihr Recht geltend machen. Glücklich das Volk, das versteht, die zeitlichen und die ewigen Belange, das Körperliche und das Geistige einigermaßen in Einklang zu bringen. Diese kurzen Ueberlegungen wollte ich vorausschicken, bevor ich über die akute Gefahr der Ueberwucherung des Geistigen durch das Materielle etwas sage.

Die größte Bedrohung des Menschen kommt in unserer Zeit vor der Ueberschätzung, ja Vergötzung des Materiellen her. Diese Entwicklung nahm seit dem Beginn des Maschinenzeitalters sehr rapid zu. Von der Vergrößerung der Produktion erhofften sich die modernen Propheten alles Heil. Sie erträumten sich das Pa-

radies auf Erden, ein Paradies mit lauter glücklichen, zufriedenen und gesicherten Menschen. Der Mensch sei, so lehrten sie, bei reichlicher Versorgung mit irdischen Gütern restlos zufrieden zu stellen. Der Bestand einer unsterblichen Seele wurde bestritten. Religion sei Opium für das Volk! Mit dem Tode sei alles aus! Ganz klassisch kommt dieser ausgesprochene Materialismus im russischen Bolschewismus zum Ausdruck. Leider aber muß man feststellen, daß auch im Westen, sogar in gebildeten und wirtschaftlich gutgestellten Schichten, das Primat des Geistigen immer mehr im Niedergang ist und das Primat der Wirtschaft allmählich die Oberhand gewinnt.

Dieser Vorgang stimmt bedenklich! Vielfach sind sich die Betroffenen dieser Wandlung selber kaum bewußt vor lauter Geschäftigkeit. Hier muß die Menschheit in sich gehen, wenn sie nicht in ein unabsehbares Chaos wandern will.

Die Menschheit fühlte sich noch nie so allgemein und so sehr in ihrem Bestande bedroht wie gerade heute. Das ist eines der Ergebnisse des nur einseitigen, technischen Fortschrittes; von dem viele so bestimmt hoffen, er mache die Erde wieder zu einem Garten Eden, in dem die Menschen wieder wie allmächtige Götter herrschen und leben könnten. Statt der von allen Völkern ersehnten Zufriedenheit und Sicherheit müssen wir eine heillose Verwirrung feststellen, wie diese im biblischen Babel sicher nicht größer gewesen sein konnte. Die Konferenzen scheiterten aus Mangel an Vertrauen. Die Gesamtsituation der Menschheit ist tragisch. Der allgemeine echte Hunger nach Frieden kann in unserer unter der Vorherrschaft des Stofflichen lebenden Welt nicht erfüllt werden. Wie das einmal enden wird, wagt niemand zu prophezeien. Die Menschheit muß viel Glück haben, um einer schrecklichen Katastrophe zu entgehen. Nur der Weg zurück zum Gleichgewicht zwischen dem Geistigen und dem Stofflichen kann die Lösung bringen. Es können ungeheure Nervenproben aufkommen, die nur von Leuten heil überstanden werden können, die einen sicheren Halt im Ueberirdischen haben, die eins sind mit dem Ursprung allen Lebens, mit Gott.

Die Gefahr der Bevorzugung des rein wirtschaftlichen, des Stofflichen und die damit verbundene gleichzeitige Vernachlässigung des Geistigen ist auch in unserem Lande akut geworden. Dem materiellen Vorteil zuliebe werben auch bei uns in vermehrtem Maße Sachen

gemacht, die einer strengen moralischen Bewertung kaum standhalten würden. Dem Franken zuliebe wird dies und jenes tolliert, wird dies und jenes Geschäft abgeschlossen, trotzdem es mit der christlichen Moral nur schwer zu vereinbaren ist. Es besteht die Gefahr, daß auch bei uns ein sogenanntes Sonntags-Christentum aufkommt, ein Christentum, das sich im Wirtschaftlichen, in der Politik nicht auswirkt. Ich möchte mit aller Klarheit feststellen: **Der gläubige Christ muß — wenn er sich nicht selber betrügen will — die christlichen Grundsätze auch im bürgerlichen Leben durchsetzen. Es bedeutet wohl der größte Selbstbetrug für einen Christen, sein religiöses Gewissen vom sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gewissen zu trennen.**

Was wir auch hier brauchen, sind Christen der Tat, Menschen, die die ideale Lehre Christi nicht nur kennen und mit den Lippen bekennen, sondern Leute, die ihr ganzes Leben danach formen. Wir dürfen als Christen nicht ein Doppelleben führen, dürfen nicht in der Religion uns zu Christus stellen, politisch, wirtschaftlich, sozial aber den unchristlichen, rein materialistischen Grundsätzen huldigen und zu ihnen stehen. Das wäre der Weg, den das Bürgertum anderswo schon vielfach gegangen ist, indem es unbewußt sich dem nackten Materialismus ergeben hat und dadurch der inneren Werte verlustig ging, also innerlich ausgehöhlt wurde. Ein Bürgertum aber, das nur noch irdische Werte zu verteidigen hat, ist über kurz oder lang verloren!

Gegen die stark um sich greifende Welt- und Daseinsangst, die wenn es so weitergeht, das eigentliche zentrale Problem der modernen Menschheit zu werden droht, ist eine klare und konsequente Bindung an das Ueberirdische, ist der überzeugte, vertrauende Glauben an den Schöpfer, das einzig wirksame Mittel.

Christ und Angst sind zwei Begriffe, die sich nicht vertragen. Ein religiöses Volk, das weiß um einen allmächtigen Schöpfer, der sich auch weiterhin um seine Geschöpfe kümmert, ein Volk, das nicht sein ganzes Sinnen und Trachten auf das kurze, vergängliche Erdenglück konzentriert, sondern das sich stets der Durchgangssituation bewußt ist, das irdische Leben als Pilgerfahrt betrachtet, wird die schwersten Prüfungen viel leichter bestehen. Es wird sich nie ganz den entfesselten, scheinbar blindwütenden, grausamen Mächten ausgesetzt fühlen. Es weiß, daß keine Prüfung von ungefähr kommt. Es weiß auch, daß dort, wo die Not am größten ist, Gott am nächsten ist.

Liechtenstein darf vor allem seine Seele nicht verlieren!

1. Blatt

III.

Wenn ich in den vorangegangenen Ausführungen eindrücklich vor der Ueberschätzung des Wirtschaftlichen warnte, so soll das nicht etwa bedeuten, die irdischen Belange wären nicht ernst zu nehmen. Im Gegenteil, eine geordnete Wirtschaft ist sowohl für den Einzelmenschen, für die Familie, für die Gemeinde, als auch für den Staat von sehr großer Bedeutung. Es ist daher Pflicht, sich auch um die irdischen Güter zu kümmern, nur darf das nie die alleinige Hauptsache werden. Den Vorrang muß stets das Geistige haben. Im folgenden will ich eine heraufziehende Hauptgefahr für unsere Wirtschaft aufzeigen:

Der amerikanische way of live, also der amerikanische Lebensstil, der ganz auf großzügigen Verbrauch von Waren eingestellt ist, hat sich in den letzten Jahren auch in unserem Lande in rapid zunehmendem Maße breitgemacht. Auch bei uns sagt man zu allen neuen Errungenschaften ohne weiteres ja. Es gibt kaum eine Neuheit, die nicht bald nach ihrem Erscheinen in den Großstädten auch hierzulande gesehen würde. In der Wohnkultur hat unser Volk sicher den guten Durchschnitt überschritten. Auch Luxusartikel und Genußmittel, die man früher kaum dem Namen nach kannte, werden heute in großzügigerweise konsumiert. Immer wieder kann man von der älteren Generation hören, so könne das nicht weitergehen, es werde zu wenig gespart. Sicher ist, daß der Vorstand einer Normalfamilie von heute, noch vor dreißig und weniger Jahren vom Gemeinderat ermahnt worden wäre, mit seinem Einkommen anders umzugehen, andernfalls über ihn die Vormundschaft wegen Verschwendung beantragt werden müßte.

Die Erhöhung des Lebensstandards, vor allem der wirtschaftlich Schwächeren, muß eines der Ziele jeder Regierungstätigkeit sein. Es ist erfreulich, daß das Realeinkommen unserer Bevölkerung, vor allem auch unserer Lohnempfänger, sich vervielfacht hat. Bei gleichbleibenden Bewertungsgrundsätzen ist beispielsweise das steuerpflichtige Einkommen unseres Volkes von 3 034 210.— Franken im Jahre 1925 auf Franken 26 693 850.— im Jahre 1955 angestiegen. Trotzdem mehren sich die Vormerkungen im Register für Eigentumsvorbehalte, d. h. es mehren sich die Abzahlungsgeschäfte. Auch die Zahl der Betreibungen schnell in die Höhe.

(Fortsetzung des Referates auf Blatt 2)

Was geschah mit Evelyn ?

Roman von Annemarie Graf
Copyright by Cosmopress, Genf

11

Sorgfältig verschloß sie den Brief wieder. Dann trug sie ihn in Claudes Zimmer.

Am nächsten Tage kam Claude Borel erst spät abends von seiner Bergbesteigung zurück. Das Wetter hatte umgeschlagen. Er war mit dem Führer in dichten Nebel geraten und hatte zum Abstieg viel länger gebraucht, als man vorausgesehen. — Da sein Anschlußzug inzwischen fort war, kam er erst in später Nachtstunde, in Dunkelheit und Regen, heim.

Alles schien schon zu schlafen. Leise entledigte sich Claude im Vorraum seiner schweren Schuhe und holte die Hüttenschuhe aus dem Rucksack. — Auf dem Spiegeltisch fand er einen Zettel: „In Ihrem Zimmer steht ein Imbiß bereit. Heißer Tee ist in der Thermosflasche. Gute Nacht! Madeleine.“

Nett von ihr . . . ! dachte Claude. Hoffentlich wecke ich niemanden auf! — Corte, der ohnehin schlecht schlief, konnte furchtstufelwild werden, wenn er aus dem ersten Schlummer geweckt wurde.

Die knarrende dritte Stufe zum ersten Stock

überspringend, langte Claude vor seinem Zimmer an. Da kam unerwartet Licht aus dem Raum nebenan, wo das Frühstückszimmer mit der weit ausladenden Terrasse lag. — Im blauschwarzen Hauspyjama, hell vom Licht beschienen, stand Madeleine da. „Oh, Claude! Gottlob sind Sie da! Ich habe mich so entsetzlich um Sie gesorgt.“

„Aber Fräulein Madeleine!“ lachte Claude. — „Sie, eine so routinierte Bergsteigerin, und Angst? Wären Sie mitgekommen, wie ich Ihnen vorschlug, Sie hätten selbst gesehen: keinerlei Grund zur Besorgnis!“

„Ja, wenn ich mitgewesen wäre,“ sagte Madeleine, „dann hätte ich gewußt, wie es geht. Aber so? — Oh, Claude, Sie dürfen nicht mehr allein so schwierige Berge machen! Sie ahnen nicht, was ich inzwischen . . .“

Sie brach in heftiges Schluchzen aus. „Madelein!“ Claude umfaßte die Zitternde, er fühlte, wie sich der schmale Körper näher an ihn drängte. Er hätte kein Mann sein müssen, um durch die erregende Nähe des schönen, leidenschaftlichen Mädchens nicht bezaubert zu werden.

„Madeleine, ich bitte Sie, Sie müssen doch nicht weinen! Haben Sie sich wirklich so sehr um mich geängstigt?“ Ein ersticktes „Ja“ war die Antwort.

Da zog Claude Madeleine enger an sich, hob ihr tränennasses Gesicht zu sich empor: „Madeleine, ich habe es nicht zu hoffen gewagt . . . ! Bedeute ich Ihnen etwas?“

„Alles, Claude, bedeuten Sie mir,“ flüsterte Madeleine. Ihr Mund war dicht vor ihm, leuchtend rot und verführerisch. — Da riß Claude Madeleine stürmisch an sich. Verliebtheit, Stolz, daß Madeleine Corti, — die reiche Erbin — sich gerade ihn erwählt hatte, der schnelle Gedanke, daß seine Karriere nun gesichert wäre, denn als Schwiegersohn von Professor Corti stand ihm eine glänzende Laufbahn bevor! All das verdichtete sich in ihm zu einer triumphierenden Freude.

„Madeleine — Liebste — ich kann es noch gar nicht fassen . . . !“

Madeleine lachte leise. „Und hättest es doch schon lange merken können, du Dummer! Ja, glaubst du, ich wäre umsonst mit dir nach Le Soleil gefahren? Man bekam dich ja vor lauter Arbeit kaum zu sehen! Mitunter fürchtete ich, du hättest irgend eine heimliche Liebe, aber das ist doch nicht der Fall, Claude? — Wir wollen ganz ehrlich zu einander sein.“

Claude senkte unwillkürlich die Augen. — Katharina! — Er hatte sie im Rausch dieser Minuten vollkommen vergessen! Er schwieg. „Claude,“ begann Madeleine wieder, „ich bin

ja großzügig; du kannst mir wirklich alles anvertrauen. — Wird es dir zu schwer? So laß mich raten! — Du hast etwas mit dieser Katharina Roth gehabt? Stimmt es?“

Claude nickte stumm. „Claude,“ meinte Madeleine schmeichlerisch, „ich bin doch kein dummes Gänschen oder ein unerfahrenes Kind! Ich weiß doch, wie ihr jungen Männer lebt! Wenn euch ein nettes Mädchen begegnet und euch so entgegenkommt, wie diese Roth bestimmt, nun, dann greift ihr zu!“

„So war es doch nicht, Madeleine!“ wandte Claude ein. Ein letzter Rest von Ritterlichkeit trieb ihn, Katharina gegen Madeleines gering-schätzige Art zu verteidigen.

Aber Madeleine beharrte: „War's nicht so, dann war es ähnlich. Glaubst du, ich kenne solche Wesen, wie die Roth, nicht? Du wärest nicht der erste Assistent meines Vaters, der sich da nicht irgend eine Angestellte hätte angeln wollen. — Aber lassen wir das Thema! Eigentlich ein sonderbares, wenige Minuten nach der Verlobung! Nicht wahr? — Aber ich bin immer für Klarheit. Und nun gute Nacht, Claude! Und bald spreche ich mit Vater. Er ahnt wohl schon etwas . . .“

„Wird er mich dann als Schwiegersohn akzeptieren?“ fragte Claude, etwas besorgt. Madeleine gab ihm einen Kuß. „Bis jetzt hat